

Zusammenfassung.

Es wird besprochen, auf welche Weise es am besten möglich ist, das Risiko einer Inokulationshepatitis bei einer Plasmatransfusion auf ein Minimum herabzusetzen. Die Herstellung von Einzelspenderplasma erweist sich hierbei als die beste Lösung. Die sich daraus ergebenden Probleme (Verwertung der nicht zur Transfusion geeigneten Konserven) werden diskutiert.

Résumé: Les possibilités de diminuer le danger de l'hépatite par une transfusion de plasma sont discutées. Pour le moment, la fabrication du plasma provenant d'un seul donneur est la meilleure solution. Les problèmes résultants de cette fabrication (utilisation du plasma n'étant pas propre à la transfusion) sont discutés également.

Summary: The possibilities of reducing the danger of jaundice by a plasma-transfusion are discussed. At the moment the fabrication of plasma from single donors seems to be the best solution. The problems connected with this fabrication (utilization of plasma, which can not be used for transfusion) are also discussed.

Literaturverzeichnis

- [1] *H. Sager*, *Galenica-Bulletin* 12, 73 (1949).
- [2] *A. Hässig, B. von Rütte, K. Vettiger*, *Schweiz. med. Wschr.* 83, 487 (1953).
- [3] *H. Sager*, *Schweiz. Ap. Ztg.* 90, 813 (1952).
- [4] *P. Dubs, H. Fellmann, A. Hässig, V. Heim, U. Portmann, W. Schreiner, P. Zumstein*, *Schweiz. med. Wschr.* 84, 1187 (1954).
- [5] *R. Heiz*, *Schweiz. Ap. Ztg.* 93, 911 (1955).

Das behinderte Kind in der Gemeinschaft

(Streiflichter durch die erste in der Schweiz (Kt. Aargau) durchgeführte Zusammenkunft von Eltern behinderter Kinder.)

Von Frl. Dr. med. *Eleonora Brauchlin*, Zürich.

I. Einführung

Jeder Mensch, ob er es wahr haben will oder nicht, wird in eine Umwelt hineingeboren, mit der er auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Er kann sich nie aus ihr fortbewegen, sich ihr nicht entziehen. Er bildet mit ihr zusammen vom ersten Augenblick an eine Schicksalsgemeinschaft in doppeltem Sinne. Er ist für seine Umwelt Schicksal, so wie diese es für ihn ist. Es ist eine Wechselströmung da, ein gegenseitiges Sich-Beeinflussen und -Bewirken. Der Zustand eines Kindes, sei es behindert oder gesund, ist immer das Produkt seiner Zusammenwirkung mit der Umwelt. Es sind immer zwei Faktoren am so oder anders aussehenden Zustand des einzelnen Gliedes sowie der Gesamtheit aller Glieder einer grössern oder kleinern Gemeinschaft beteiligt.

Während mit dem heranwachsenden Alter die Möglichkeit zunimmt, Veränderungen in der Umwelt vorzunehmen, einerseits durch eigene Anpassung, andererseits durch den Versuch, sich die Mitmenschen gefügig zu machen, ist das ganz kleine Kind den Einflüssen seiner Umgebung völlig preisgegeben. Es muß sie einfach erleiden. Das behinderte Kleinkind unterscheidet sich in diesem Punkte nicht von dem gesunden. Der Unterschied wird erst dann sichtbar, wenn das gesunde Kind mit Hilfe seiner Sinne beginnt, sich in seiner Umwelt zurechtzufinden und sie sich zu eigen zu machen, sich ihr einzufügen und anzupassen. Das behinderte Kleinkind, sei es blind, gehörlos, körperbehindert, geistesschwach oder anderweitig belastet, besitzt weniger Möglichkeiten, den ihm gebührenden Platz in der Welt einzunehmen.

Die Tatsache, daß jedes Kind in eine Umgebung hineingeboren wird, aus der es sich nicht herauslösen kann, hat zur Folge, daß die Gemeinschaftsfrage vom ersten Lebenstage an für das gesunde wie behinderte Kind höchst bedeutungsvoll und aktuell ist. Was hat zu geschehen, daß eine fördernde Wechselwirkung entsteht, daß die Einflüsse der Umwelt die Entwicklung des Kindes fördern und daß es diese ebenfalls positiv bewirkt? Ein gutes, beglückendes Zusammenspiel ist keine Selbstverständlichkeit, weder in der ersten und innigsten Gemeinschaft der Familie, noch in der Spital- oder Anstaltsgemeinschaft, der Schulgemeinschaft, der Arbeits- und Berufsgemeinschaft oder der Volks- und Völkergemeinschaft schlechthin. Ein flüchtiger Blick in das Leben läßt uns nur allzudeutlich die Möglichkeit von Fehlentwicklungen, Fehlhaltungen, von Abwendung, von Auflehnung und Angriff, von einem Gegeneinanderwirken erkennen, welches unsäglich viel Leid über die einzelnen Menschen und ganzen Völker bringt.

Weil sich das gute Einvernehmen und die positive Entwicklung nicht von selbst verstehen, ist von jeher von allen strebenden Menschen ein Weg gesucht worden, der zum glückhaften und brüderlichen Miteinander und zur Überwindung des Leides führen könnte. Wie H. Hanselmann, so haben viele andere erkannt, daß in der guten Erziehung der richtige Weg liegt und daß diese in der Familie ihren Anfang nehmen muß.

«So früh schon muß das Kind zum Sozialwesen erzogen werden. Mitnichten gilt der zumeist falsch verstandene Satz des Aristoteles, der Mensch sei von Geburt an ein ‚zoon politikon‘. Zum Leben mit andern muß jedes Kind erst erzogen werden, Sozialität ist dem menschlichen Kinde so wenig wie dem Tierkinde ‚angeboren‘.

Die Urstätte der Erziehung aber ist die Familie. Ihre Voraussetzung ist die Ehe. Daß sie heute vielfach gefährdet ist durch wirtschaftliche und zeitgeistige Faktoren, wird allgemein beklagt . . .

Nur die Ehe, die unter der Vormacht des Geistes steht, vermag zur Urform menschlicher Gemeinschaft hinzuführen. In der Familiengemeinschaft findet das Kind seine Geborgenheit einerseits, und andererseits fordert das Familienleben vom Kinde jene Ent-sagungen, jene Opfer am eigenen Ich, welche die Voraussetzungen alles gemeinschaftlichen Lebens sind . . .

Gleichsam vom ersten Lebenstage an wächst das Kind in das Reich hinein, in welchem Gemeinnutz vor Eigennutz geht . . . Es tut, lange bevor es die Gründe hierfür selbst zu

erdenken vermag, die ersten Schritte über sich selbst hinaus. Gemeinschaft wird ihm täglich anschaulich und überschaubar. Es lernt Ordnung, Rücksicht und Nachsicht um der andern willen, es erlebt und erlernt fragloses Helfen und Dienen, es erhört den Willen des Vaters und der Mutter und wird gehorsam.» (H. Hanselmann: «Die Familie als Urzelle und Nährboden alles menschlichen Gemeinschaftslebens», Zeitschrift Pro Juventute, Februar/März 1955, Heft 2/3.)

Wenn so der Weg, auf welchem ein glückhaftes Zusammenleben möglich ist, vorgezeichnet wurde, so handelt es sich dabei nicht um etwas, das wie ein Rezept angewendet werden könnte. Es ist ein tägliches, geistiges Ringen um den Sieg nötig, das besonders dort, wo die Hindernisse groß sind, eine *schwere* Angelegenheit darstellt. Wenn dann die *schweren* Wolken weichen und beglückende Erlebnisse eintreten, so kann dies nicht allein auf die Anstrengungen die gemacht wurden, zurückgeführt werden.

Der Sieg ist ein wunderbares Geschehen, das letzten Endes tiefstes Geheimnis bleibt.

Unter den Hindernissen, die einer positiven Entwicklung des Kindes sowie seiner Beziehung zu der engern und weitem Umwelt, zu seinem Anschluß an Menschen, Leben und Beruf im Wege stehen, sind die verschiedenen Gebrechen an erster Stelle zu nennen. Nur wer es an sich oder andern erlebt hat, kann verstehen, welche Sorgenlast sie mit sich ziehen, die Sorgen, die das Kind betreffen, die Sorgen, welche die andern Glieder und die Familiengemeinschaft als Ganzes angehen. Es entstehen Spannungen in der Familie, die die Einheit gefährden, das Gespenst der Hoffnungslosigkeit des Zustandes verscheucht jede Fröhlichkeit aus der Atmosphäre. Die bänglichen Fragen, ob das Kind auch richtig geführt und erzogen werde, wie es zu behandeln sei, daß es glücklich werde, wie man ihm eine befriedigende Zukunft verschaffen könne, lasten schwer auf den Gemütern. Verletzende Bemerkungen oder Spott oder Vorwürfe der Mitmenschen belasten die Seele der Eltern, unter Umständen auch die Gefühle eigener Verschuldung.

Aus dem tiefen Miterleben und Mitempfinden dieser großen Bekümmernisse heraus wurde von der Fürsorgestelle Pro Infirmis Aarau die Anregung gemacht, es möchten eine Anzahl Eltern gebrechlicher Kinder zusammengerufen werden, um ihre Erfahrungen auszutauschen, von ihren Nöten zu sprechen und dadurch Stärkung und Anregung zu erfahren. Wir können vorweg nehmen, daß die Tagung, die einem wirklichen Bedürfnis entsprach, sehr gut gelang. Der gegenseitige Kontakt mit Menschen, die mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, schenkt das wohltuende Gefühl, daß man nicht der einzige Mensch sei, der solche Lasten zu tragen habe und daß man dies auch nicht allein tun müsse. Der Austausch wird zur Hilfe in doppeltem Sinne. Er wird zu einer Art Selbsthilfe, die ähnlich der Hilfe, welche von den Mütterschulen und Elternbildungskursen ausgeht, nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Auch wenn keine Familie der andern gleicht, wenn jede wieder ihre besonderen Schwierigkeiten hat, wenn die Behinderungen, an denen die Kinder leiden, verschieden sind und sich je nach dem Alter des Kindes und den besonderen Umständen verschieden auswirken, wenn einzelne Behinderungen durch ihre Natur oder ihre Intensität die Familie mehr belasten als andere, so liegt doch im Erleiden des besonderen Schicksals etwas Verbindendes und auch im Weg, vor allem der innern Überwindung, gibt es Gemeinsames.

Es soll im folgenden versucht werden, die wesentlichsten Ergebnisse der Elternzusammenkunft, an welcher außer den Referenten und einigen Interessierten acht Ehepaare teilnahmen, festzuhalten und zu vertiefen. Zur Vertiefung dient uns hauptsächlich eine Arbeit von Mary M. Lindsay, Inspektorin im britischen Unterrichtsministerium: «Das körperbehinderte Kind und seine Familie», erschienen in der Zeitschrift: Österreichisches Wohlfahrtswesen, Jahrgang 1952, Heft 2.

II. Das behinderte Kind in der Familiengemeinschaft

Da die Familiengemeinschaft die erste Gemeinschaft ist, in welche das Kind hineingestellt ist, muß sie ordnungsmäßig an erster Stelle stehen. Sie nimmt aber auch bezüglich der Bedeutung für das Kind im allgemeinen, für das behinderte Kind im besonderen den ersten Platz ein. Denn hier ist es ganz geborgen, hier gehört es hin, hier wird es umsorgt und mit jener Wärme umgeben, die es zu seiner Entwicklung braucht, die nötig ist, damit in ihm selber Gefühle der Dankbarkeit und der Liebe entstehen können, die es unter anderem in seinem ersten Lächeln an die Umgebung verschenkt. Hier bilden sich die Grundlagen für das spätere Beziehungsleben, was H. Hanselmann im schon erwähnten Aufsatz in folgende Worte kleidet:

«So wird aber auch die Nächstenliebe nicht durch das Wort gezeugt, sondern allein durch den immerzu tätigen Familiensinn, der nie müde wird im Schenken ohne alle Rechnung auf ein Gegengeschenk . . . ,Wo Liebe und Tätigkeit für Liebe im häuslichen Kreise wahrhaft stattfinden, da darf man zum voraus aussprechen, die Erziehung kann im wesentlichen beinahe nicht anders als gut werden' (Pestalozzi) . . .

Die Familie ist neben der Schule und vor allem der Kirche die hervorragende Institution, welche im frühesten Kindesalter die Erziehung der Gefühle betreibt und damit die entscheidende Grundlage für den spätern Aufbau des Charakters und der Gesinnung schafft . . .

Das wahre Familienleben ist die Pflanzstätte und der fruchtbar bleibende Nährboden der gefühlten, nicht der berechnenden Mitmenschlichkeit . . . Und wenn die Macht unseres Lebenskampfes am dunkelsten und schwärzesten geworden ist, leuchten die Erinnerungsbilder unseres guten Vaters und unserer guten Mutter auf Erden am hellsten auf, wie Sterne in der Mitternacht . . . »

Es ist eine außerordentlich erfreuliche Tatsache, daß die Bedeutung der Familienkraft von verschiedenen Eltern an der Elterntagung bestätigt wurde, nicht allein durch das Zeugnis ihrer Worte, sondern durch die lebendige Be-

glücktheit, aus der heraus sie sprachen und die tief beeindruckten und überzeugen mußte.

So erzählte ein Vater von der Not seines gehunfähigen Kindes, das sehr unter der Isolation litt. Weil er mit ihm litt und es liebte, holte er auf Spaziergängen die anderen Kinder, die das Seine scheu anstauten herbei, wobei es zu einer natürlichen und für das behinderte Kind glückhaften Unterhaltung kam. Vater und Mutter schafften durch ihre Liebe eine Atmosphäre, die das schwere Leiden leichter tragen ließ und das Glückliche nicht verhinderte. Die in der Familie erfahrene Liebe macht es dem Kind möglich, sich und sein Leiden anzunehmen, es weiß, daß es geschätzt wird, ja es spürt, daß es, auch dann, wenn es sich nicht nützlich machen kann, doch zum Glück der Familie beiträgt. Dazu zitieren wir ein Wort von M. Lindsay:

«Die Erziehung und Schulung, die ein Kind in die Lage versetzt, zu zeigen, daß es ein nützliches Glied der Familie oder Gesellschaft sein kann, erweckt eine gesunde geistige Einstellung, die zur guten sozialen Anpassung verhilft. Für ein Kind, das nicht einmal dazu ausgebildet werden kann, in einer Spezialwerkstätte zu arbeiten, kann nur die Liebe der Familie und das Gefühl, daß die Familie dieses Kind oder diesen jungen Menschen braucht, daß es zum Glück der Familie beiträgt, über die Jahre hinweghelfen, in denen normalerweise das Leben Gelegenheiten und Möglichkeiten zu Kontakten bietet . . .»

In diesem Angenommenwerden, dieser Liebe in der Familie liegt die Bestätigung des tief innern Wertes des Gebrechlichen. Ohne diese Bestätigung, die mehr gefühlt als verstandesmäßig erfaßt wird, müßte das behinderte Kind oder der junge Mensch nicht selten mutlos werden und die Lebensfreude verlieren. Ablehnung und Spott, die in abschätzigen Bemerkungen zutage treten, verletzen tief. Wenn die Eltern an den Wert des behinderten Kindes glauben, kann das Kind sich leichter bejahen, als wenn diese es ablehnen würden. Ein Vater erzählte von seinem Sohn, der in der Schreinerlehre verunfallte, indem er mit der linken Hand in eine Maschine geriet. Von einer Fortsetzung des begonnenen Berufsweges konnte nicht mehr die Rede sein. Obwohl der junge Mensch tapfer seinen Weg ging, übermannte ihn doch gelegentlich, vor allem im Zusammenhang mit Umschulungsfragen, die Verzweiflung, und er wünschte, nicht mit dem Leben davongekommen zu sein. Da half ihm der feste Glaube des Vaters, daß sein Leben trotz der Behinderung seinen unveräußerlichen Wert beibehalten habe, über das Schwerste hinweg:

Dieser Glaube ist ein unschätzbares Licht im Leben des Gebrechlichen und seiner Familie. Der Verzweiflung, Unzufriedenheit, Anklage und Auflehnung gegen das Schicksal wird damit die Spitze abgebrochen. Er stammt aus einer Tiefe, die für uns Menschen Geheimnis bleibt. Mit ihm berühren wir die religiöse Frage, welche für das gebrechliche Kind und seine Familie eine große Rolle spielt. Der Glaube kann nicht verstandesmäßig herbeigeführt werden, denn der Geist weht, wo er will. Aber er kann erbeten werden. Familien mit Gebrechlichen ohne Glauben haben es viel schwerer, zu einer positiven Überwindung der Lasten zu kommen, weshalb auch an der Elternzusammenkunft

die Bedeutung der religiösen Erziehung bei gebrechlichen Kindern sehr unterstrichen wurde.

Wenn das tiefste Wertbewußtsein nur auf Grund des Glaubens entstehen kann, so gibt es daneben ein anschauliches Erleben des Wertes, das keinem Gebrechlichen vorenthalten werden soll, die Erfahrung, sich nützlich machen zu können. Der Junge, von dem kurz vorher erzählt wurde, sah, als er der Heilung entgegenging, daß seine Mutter umsonst versuchte, einen Nagel einzuschlagen. Er kam ihr zu Hilfe und – es gelang ihm, dem Behinderten. Dieses kleine Erlebnis gab ihm Mut und stärkte seinen Willen, seine Kräfte weiter für eine nützliche Arbeit einzusetzen.

Eine durch die gute Familie geschaffene positive seelische Verfassung macht es möglich, in der Behinderung keine Verhinderung zum Tüchtig- und Glückselichsein zu sehen, wie dies ein blinder Referent an der Elterntagung ausführte. Er steht vollwertig in Leben, Beruf und Familie und ist wahrhaft glücklich. Es ist möglich, bei positiver mutvoller Einstellung ein neues Leben aufzubauen. Wenn ein Sinn verlorengegangen ist, so treten andere in die Lücke, neue Hilfsmöglichkeiten öffnen sich, an die man vorher nicht gedacht hat, es gibt ein Vorwärtskommen. Ein solches Zeugnis, aus der eigenen Erfahrung geschöpft, mußte auf alle Teilnehmer tiefen Eindruck machen und sie ermutigen.

In neuester Zeit wird auf Grund von Beobachtungs- und Forschungsergebnissen immer deutlicher darauf hingewiesen, wie wichtig für die seelische Grundhaltung eines Menschen in seinem ganzen spätern Leben die frühkindlichen Erlebnisse vor allem bezüglich der Beziehung zur Mutter sind. Wenn die Mutter als Mutter versagt, wenn sie aus Gram, aus Schuldgefühl, aus Ablehnung des Kindes wegen seiner Behinderung oder aus irgendwelchen andern Gründen nicht imstande ist, ihre mütterliche Liebe auszuströmen oder wenn eine Trennung zwischen Mutter und Kind stattfinden muß, kann das Kind Schaden leiden. Dieser ist um so gefährlicher, je kleiner das Kind ist. Die Tragweite, die seine Folgen haben können, ist aus begreiflichen Gründen besonders beim behinderten Kinde viel größer als beim gesunden, da jenes seines Zustandes wegen erhöhte Anschlußschwierigkeiten an die Umwelt hat.

Die bekannte Kinderpsychiaterin, Dr. Meierhofer, die sich vor allem mit dem Kleinkind befaßt, schreibt in ihrem Aufsatz: «Die Bedeutung der Mutterliebe für das erste Kindesalter» (Zeitschrift Pro Juventute, Juli/August, 1955, Heft 7/8):

«Wenn die gute Beziehung zwischen Mutter und Kind gestört ist, bekommt das Kleinkind Schwierigkeiten, von Stufe zu Stufe in seiner Entfaltung weiterzuschreiten. Es ist deshalb kaum zu ermessen, wie sehr ein Kleines beeinträchtigt ist, das nicht bei seiner Mutter leben kann. Gelingt es nicht, einen möglichst vollständigen Ersatz für die Mutter zu stellen, dann treten schwere Schädigungen auf. Diese sind um so ernster, je jünger das Kind den Mangel an Mutterliebe erleiden muß.»

M. Lindsay führt zu diesem Problem aus, daß die Kinder oft «ihre Liebe zurückhalten, weil sie es nicht ertragen können, von der geliebten Person immer wieder getrennt zu werden». «Sie werden dann emotional passiv. Oder sie verlangen ein außergewöhnliches Maß an Liebe und werden zu abhängig – alles Reaktionen, die die Entwicklung einer reifen Beziehung zu anderen Menschen hemmt.» Oder an anderer Stelle schreibt die gleiche Verfasserin:

«Kleine Kinder brauchen ihre Mütter, sie brauchen die liebende Betreuung eines Menschen, der zu ihrer ständigen Umgebung gehört. Sie brauchen auch die Sicherheit, ihren eigenen Interessen und Beschäftigungen in einer kleinen Welt nachgehen zu können.»

All diese bewiesenen Tatsachen machen die am Anfang erwähnte Wechselwirkung zwischen Kind und Umwelt besonders deutlich. Wenn die Mutter leidet, leidet auch das Kind. Es muß in vielen Fällen in erster Linie der Mutter oder der Familie geholfen werden, wenn dem behinderten Kinde eine im Rahmen des Möglichen glückhafte Jugendzeit geschenkt werden soll.

Wenn zum Beispiel die Mutter eines blinden Kleinkindes sich nicht mit diesem Schicksal abfinden kann, so überträgt sich die Seelenstimmung der Mutter bzw. der Eltern unbewußt auf das Kind. «Die Mutter als die erste und einzige Erzieherin dieses Sorgenkindes ist spürbar gehemmt in der gänzlichen und liebevollen Hingabe an ihre Sonderaufgabe.» (S. Nyffeler: «Erziehung des blinden oder hochgradig sehgeschwachen Kindes», Zeitschrift Pro Infirmis Nr. 2, 1955.)

Die Notwendigkeit, den Müttern und Vätern zu helfen, drängt sich auf. Welche Bedeutung erhalten gerade in diesem Zusammenhang die Zusammenkünfte der Eltern gebrechlicher Kinder. Außer dieser so segensreichen und empfehlenswerten Hilfe gibt es aber noch viele andere Hilfswege, die jeweils, um wirksam werden zu können, der besonderen Situation angepaßt sein müssen.

Neben den Familien, in welchen, wie die Elternzusammenkunft klar erkennen ließ, die Familie durch das gebrechliche Kind bereichert und eigentlich enger zusammengeschlossen wird, gibt es auch andere, weniger tragfähige, in welchen wegen des Behinderten Uneinigkeiten, Spannungen und Mißverständnisse entstehen. Vater und Mutter unterstützen sich vielleicht nicht so, wie es in einer guten Familie sein sollte. Zu den vorhandenen Schwierigkeiten hinzu treten Eheschwierigkeiten und machen das Leben zur Qual. Die Familie bedarf der fürsorglichen und seelsorgerischen, ja vielleicht der seelenärztlichen Beratung und Hilfe. Wenn das Kind, vielleicht auf Grund lang andauernder Krankheit verwöhnt wurde und gerade durch seine Behinderung und allzu weiche Behandlung selbstsüchtig geworden ist und nun einfach fordert, sich nicht mehr selber helfen und anstrengen will, ist wieder eine besondere Beratung von sachkundigen Erziehern und Fürsorgerinnen notwendig. Um des Kindes und der Familie willen kann und darf nicht auf Hilfe verzichtet werden.

Oder die Mutter ist überarbeitet und kann seelisch nicht über die Schwere der Situation hinwegkommen. Es geht ein negativer Einfluß von ihr auf das

Kind und die ganze Familie aus. Da kann, wenn keine tiefern Konflikte vorliegen, unter Umständen eine Haushalthilfe helfen, die es der Mutter ermöglicht, zur Ruhe und zu sich selber zu kommen. Wenn sie ausgeruht ist und nicht immer Berge von Arbeit vor sich sieht, die sie nicht bewältigen kann, wird sie befreiter, entspannter und sieht nicht mehr so schwarz wie vorher.

Nicht selten kommt es vor, daß Eltern zusammen mit ihrem behinderten Kinde, vor allem, wenn es intelligent ist, die Zukunftshoffnungen zu hoch spannen und auf Erfolge in bezug auf Heilung und Beruf hoffen, die nie eintreten werden. Sie müssen aufgeklärt und zur Sachlichkeit hingeführt werden. Dazu kann der Arzt helfen, aber auch der Berufsberater, der den jungen Menschen genau prüft und alle Möglichkeiten genau abwägt. Es ist für alle Teile von großem Schaden, Behandlungen anzufangen oder Berufswege zu beschreiten, die dann nur zu Enttäuschungen führen. Die Sache ist nachher schlimmer als vorher. Man steckt viel tiefer im seelischen Elend und in der Mutlosigkeit.

Wenn Schuldgefühle vorhanden sind und Eltern oder ein Elternteil den Ausweg nicht selbst finden, muß unter Umständen die Hilfe des Psychiaters in Anspruch genommen werden.

Es kann sein, daß die andern Geschwister des Behinderten wegen zu kurz kommen; indem die Mutter sich nicht genügend mit ihnen beschäftigen kann oder indem sie sich in ihren Wünschen und Ansprüchen beschränken müssen. Es ist daran zu denken, daß das Behinderte sich vielleicht nie wird selbst erhalten können, was die Verteilung der finanziellen Mittel wesentlich beeinflußt. Bei Überlastung kann wieder an eine Praktikantinnenhilfe gedacht werden und was die materielle Lage anbelangt, so sind die Fürsorgestellen von Pro Infirmis für das behinderte Kind, und von Pro Juventute für die gesunden Kinder bereit, zu raten und wenn nötig, zu helfen. In vielen dieser Fälle wird es eine Frage der Erziehung zum Sichgenügenlassen und zur geschwisterlichen Liebe sein. Wenn die Eltern ihre Kinder, die gesunden wie das behinderte so liebhaben, wie es in einer rechten Familie sein soll, werden die Geschwister gerne alles untereinander teilen und keines der Gesunden wird im Behinderten ein Hemmnis für eigene Entfaltung sehen. Die wirkliche Gemeinschaft macht fähig zum Opfer und zur Rücksichtnahme, wie dies am Anfang ausgeführt wurde. Es ist immer neben der Bereitschaft zum Nehmen auch die Bereitschaft zum Geben vorhanden. Den Beweis zu dieser Aussage fand ich im Bericht einer Mutter – es handelt sich nicht um eine Teilnehmerin an der Elterntagung –, die unter einigen sehr intelligenten Kindern auch ein Geistesschwaches hat. Die Geschwister sind geduldig mit dem schwachen Brüderchen und nehmen sich seiner liebevoll an, wo es etwas nicht versteht. Die Mutter weiß, daß das geisteschwache Kind ein besonderer Segen für alle ist, denn an ihm lernen die gesunden Kinder, auf Schwache Rücksicht zu nehmen. Es müssen alle Hilfsmittel ausgedacht werden, um diese gute Familie zu schaffen. Pestalozzis Ruf, die Familie zu retten, ist im Hinblick auf das behinderte Kind von höchster Aktualität.

III. Das behinderte Kind in der Heim- und Spitalgemeinschaft

Es läßt sich nicht umgehen, daß das behinderte Kind je nach der Art und der Schwere seines Gebrechens für kürzere oder längere Zeit einem Spital oder einer Anstalt zur Behandlung, Pflege, Schulung und Erziehung übergeben werden muß. Daraus entstehen notwendigerweise bestimmte Probleme und Schwierigkeiten, vor allem, wenn man die Tatsache bedenkt, daß die Familie (die gute Familie) als die beste Erziehungsstätte betrachtet werden muß und daß die Organisation der Anstalt, in welche die Kinder gebracht werden müssen, in der Regel gar nicht familienähnlich ist, auch wenn sie noch so hervorragend und medizinisch einwandfrei geführt wird.

«Sogar wenn das medizinische Personal die Wichtigkeit der Familie für das Kind anerkennt, kann dies eine neuerliche Schwierigkeit bedeuten, die in dem ständigen Wechsel liegt, da manche Spitäler die Kinder sobald wie möglich nach Hause schicken, auch wenn sie dann immer wieder zu Behandlungen auf längere oder kürzere Zeit ins Spital kommen müssen» (M. Lindsay).

Des weitern führt M. Lindsay über die nicht familienähnliche Spitalatmosphäre und über die daraus entstehenden möglichen Gefahren für das Kind aus:

«Die Notwendigkeit der Organisation von dienstfreien Stunden . . . bringt es mit sich, daß die Kinder . . . niemand haben, der immer da ist . . . Im wesentlichen ist es das, was das Kind braucht . . .

Spitäler sind selten so eingerichtet, daß sie dem Leben in einem Einzelhaushalt gleichen und kleine Kinder können unter dem Mangel dieser Erfahrungen sowohl auf intellektuellem als auch auf sozialem Gebiet schwer leiden . . .

Ein Kind, das jahrelang in einem Spital leben mußte, hat eine ganze Reihe von ganz normalen Lebensvorgängen nicht gelernt, es hat nicht gesehen, wie das Essen gekocht wird, es weiß nichts von dem normalen Leben eines Haushaltes . . . Das sind praktische Dinge, aber sie können sich auf die Familiensituation emotionell auswirken.»

Diese nicht aus der Welt zu schaffende Tatsache ruft der Frage, was zu tun sei, um mögliche Schädigungen unwirksam zu machen oder doch zu verringern. Wie M. Lindsay ausführt, gibt es auch wirklich Möglichkeiten, den Schwierigkeiten zu begegnen. So berichtet sie davon, wie viele Spitäler jetzt schon Vorkehrungen treffen für häufigere Besuche der Eltern oder daß sie die Kinder zeitweise für ein oder zwei Nächte nach Hause gehen lassen. Wenn nicht durch Besuche, so muß das Kind durch Briefe in engem Kontakt mit seiner Familie bleiben können.

«Verständnisvolle Unterredungen mögen nötig sein, um die Eltern davon zu überzeugen, wie nötig es ist, dem Kinde häufig zu schreiben, ihm Lichtbilder zu senden, so daß es, auch wenn es von zu Hause fort ist, das Gefühl hat, daß man es liebt und daß es zur Familie gehört.»

Der große Gewinn des engen Kontaktes mit der Familie macht sich darin bemerkbar, daß das Kind sich nicht ausgeschlossen fühlt, dem natürlichen Leben nicht entfremdet wird und infolge der seelischen Aufgeschlossenheit den Weg ins Arbeitsleben besser finden kann.

IV. Das behinderte Kind in der Schulgemeinschaft

Die Frage, ob der Besuch der Normalschule oder einer Klasse für ein behindertes Kind empfehlenswerter sei, wurde an der Elternzusammenkunft eingehend besprochen. Die Diskussion über dieses Thema wurde eingeleitet durch das Referat einer Sonderklassenlehrerin. Wie der blinde Referent, so betonte auch diese Lehrerin das Wünschenswerte eines Normalklassenbesuches, weil durch einen solchen der Anschluß an das normale, natürliche und gesunde Leben bewahrt bleibt. Doch wäre es unvernünftig, einen für alle Kinder gültigen Maßstab aufzustellen und alle nach einem Schema schulen zu wollen. Wenn es Fälle geben mag, wo eine Schulung in der Normalklasse möglich und nützlich ist, so sind daneben ungezählte andere vorhanden, in welchen man sich einzig mit der Sonderschule helfen kann. «Es ist sehr einfach zu sagen, daß das Kind ein normales Leben führen und daher in eine normale Schule gehen soll», sagt M. Lindsay, und fährt dann fort: «Aber es ist notwendig, jeden diesbezüglichen Fall genau zu untersuchen und festzustellen, wie weit die Fähigkeiten des Kindes reichen, bevor man entscheidet, welche Schule für das körperbehinderte Kind am geeignetsten ist.» Es gibt Kinder, die nur eine Zeitlang eine Sonderschulung brauchen, bis sie nämlich Kraft gefunden haben, sich in einer normalen Schule zurechtzufinden, wo die meisten Kinder körperlich befähigter sein werden als sie.

Wenn die Entscheidung auf die Normalschule fällt, so muß, um die positive Wirkung des Schulbesuches nicht zu gefährden, darauf geachtet werden, daß kein Gefühl des Nichtdazugehörens dadurch entstehen könnte, daß das behinderte Kind von seinen Kameraden nicht als Glied der Spielmannschaft anerkannt wird. Die andern Kinder müssen bewußt zur Gemeinschaft mit dem Gebrechlichen erzogen werden. Der Behinderte seinerseits braucht Hilfe, um den Unterschied seinen Kameraden gegenüber ertragen und ihre Hilfeleistungen ohne das Gefühl der Demütigung annehmen zu können. Es wird gut sein, ihm zu zeigen, wie auch er den andern irgendwie nützlich sein kann.

Es wäre ein falscher Stolz der Eltern, ihr gebrechliches Kind um jeden Preis einer Normalschule anvertrauen zu wollen. Vielleicht brauchen sie den Rat eines vertrauenswürdigen Arztes, Heilpädagogen oder der Fürsorgerin, um die Notwendigkeit der Sonderschulung annehmen zu können. Aber auch die Elternzusammenkunft kann in dieser Beziehung sehr segensreich wirken.

Die Referentin über die Sonderschule wies zur Befürwortung der Sonderschule und Sonderschulung vor allem auf drei wesentliche Punkte hin.

a) Die Sonderschule ist vor allem methodisch gut geführt, damit die Kräfte-
reste zweckmäßig und gut emporgelbnet werden, damit die Behinderung wo-
möglich kompensiert werden kann. So wird sie dem blinden Kind ermöglichen,
seine Tastempfindungen täglich planmäßig zu üben, was ihm die Bewältigung
der spätern Arbeit erleichtern hilft. Das geistesschwache Kind wird an Aus-

dauer, Gewissenhaftigkeit Pünktlichkeit u. a. m. gewöhnt, damit es einen höheren Grad an Zuverlässigkeit erreicht als auf Grund der eigenen geistigen Tätigkeit möglich wäre. Ein taubes Kind muß stufengemäß ins Sprechen und Ablesen der Sprache vom Munde anderer eingeführt werden.

b) Über das Methodische und Unterrichtliche hinaus aber befaßt sich die Sonderschule mit dem ganzen Kind und bedenkt seine Zukunft. Es soll seine Erfolgserlebnisse bewußt in sich aufnehmen. Es soll zu einem gesunden Selbstvertrauen gelangen, daneben aber seine Grenzen kennen und innerhalb derselben immer versuchen, das Beste zu leisten. Die Anstrengung bis zur Grenze des Möglichen soll ihm zur Pflicht werden. Die Sonderschule ist im eigentlichen Sinne des Wortes Lebensschule.

c) Die Lehrkräfte der Sonderschule helfen den Eltern, die Wirklichkeit zu bejahen, sich auf positive Weise mit dem Gebrechen des Kindes abzufinden und ihm zu helfen, daß es das, was möglich ist, auch wirklich erreicht. Die Sonderschule ist Erziehungs- und Lebenshilfe für Eltern und Kind. Wo falsche Behandlungswege eingeschlagen werden, sei es nach der Richtung der Verwöhnung oder der Vergewaltigung, kann der Sondererzieher helfend eingreifen. Aus Erfahrung bestätigen immer wieder Eltern wie segenbringend und helfend solche Teilnahme ist. «Elternhaus, behindertes Kind und Sonderschule haben sich zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen, die eine nimmer versiegende Kraftquelle ist», sagte die referierende Sondererzieherin.

Als besonders wichtige Forderung der Sondererziehung nannte der blinde Referent die harmonische Ausbildung aller verfügbaren Kräfte, weil eine solche die spätere Arbeit am ehesten ermögliche und erleichtere. Ferner betonte er die Erziehung zur Selbständigkeit. Obwohl das Kind nicht Gefahren ausgesetzt werden soll, so soll man doch nicht zu ängstlich sein und es möglichst selbständig gewähren lassen. Oft sind kleine Hilfsmittel nötig. Der Sondererzieher muß erfinderisch sein. M. Lindsay erzählt von einem gehunfähigen Knaben, der in der Schule, obwohl alle nett mit ihm waren, stets ein mißmutiges Gesicht zeigte. Was war schuld? Er saß völlig hilflos in seiner Schulbank, ohne die Möglichkeit, sich aus eigener Kraft fortzubewegen. Als es seinem Erzieher in den Sinn kam, dem Knaben die Stöcke in greifbare Nähe zu stellen und sein Fortbewegungsbedürfnis noch auf andere Weise zu befriedigen, wurde der Knabe ganz anders, froher und aufgeschlossen. Eine viel normalere soziale Entwicklung begann. Solche Erfahrungen berechtigen zu der von M. Lindsay ausgesprochenen Schlußfolgerung: «Die beste psychologische Hilfe kann vielleicht ein Gegenstand sein, zum Beispiel ein Fahrstuhl, oder Unterricht im Gebrauch von Apparaten oder Spielgeräten.»

Es kann nicht von der Sonderschule gesprochen werden, ohne nicht auf die große Hilfe aufmerksam zu machen, die darin besteht, daß das Kind unter seinesgleichen ist. Es ist nicht in der ständigen Gefahr, im Vergleichen mit andern sich minderwertig vorzukommen oder sich ausgeschlossen und ge-

demütigt zu fühlen. Es ist nicht allein mit seinem Leiden. Vielleicht sind andere da, die es noch schwerer haben und der Vergleich mit ihnen bewirkt, daß die eigene Last nicht mehr als so schwer empfunden wird wie vorher, wie dies von einer Mutter an der Elterntagung erzählt wurde. Ihr taubstummes Töchterchen war sehr unglücklich über seinen Zustand. Als es aber einen gelähmten Knaben sah, der nicht, wie es, umhergehen konnte, da sagte es von sich zu seiner Mutter: «Nicht arm!»

Marie Lindsay schreibt zu diesem Gegenstand:

«Der große Vorteil einer Sonderschule für das körperbehinderte Kind ist der, daß in einer solchen Gruppe die Kinder unter ihresgleichen sind. In einer solchen Umgebung ist es auch oft leichter, eine gesunde geistige Einstellung der Kinder zu erreichen . . .

Die Schule soll dem Kind Gelegenheit geben, eine gesunde soziale Einstellung zu bekommen, das normale Geben und Nehmen zwischen Kameraden zu erlernen und immer mehr befähigt zu werden, Verantwortung zu übernehmen. In Sonderschulen erfreuen sich die Kinder der Kameradschaft und haben die Möglichkeit, herauszufinden, daß sie nicht die einzigen derart behinderten Kinder auf der Welt sind . . .

Kinder in Sonderschulen dürfen im allgemeinen sich freier bewegen und unabhängiger sein als in Normalklassen . . .»

Wie groß die Bedeutung des Zusammenseins mit andern Gebrechlichen ist, wurde den Teilnehmern der Elterntagung klar bei der Erzählung eines jungen gebrechlichen Mannes, der schwere Krisen durchmachte, bis er von einem Freunde in die Vereinigung der Gelähmten und Invaliden mitgenommen wurde und hier in einem Ferienlager ein beglückendes Zusammensein erlebte. Er möchte die alljährlich wiederkehrende Auffrischung durch das Zusammensein im Lager nicht mehr missen. Kinder, die an diesen Lagern noch nicht teilnehmen können, haben auch die Möglichkeit, mit ihresgleichen eine Zeitlang zusammen zu leben, nämlich bei den Pfadfinderinnen und Pfadfindern «trotz allem».

Mit vollem Recht schließt die Referentin über die Sonderschule ihren Bericht über die wahrhaft gelungene Elterntagung mit folgenden Worten ab:

«Es war schön, die Gesichter der anwesenden Eltern zu sehen, die in diesen Beispielen aus dem harten Alltag des Gebrechlichen eine Hilfe fanden für ihr eigenes Kind, wenn es sich eines Tages auch mit ähnlichen Nöten quälen sollte. Sie merkten sich, daß ihr eigenes Kind wohl gesunde Mitmenschen braucht, doch auch den Umgang mit Behinderten nötig hat, um Gelegenheit zu bekommen, ihnen zu helfen und sich in eigenen Schwierigkeiten von ihnen ermuntern und helfen zu lassen. Damit baut sich auch ihr Leben in Geben und Nehmen auf, und sie haben Anteil am wesentlichen Menschengeschick.»

Eine Wiederholung der Zusammenkünfte, an der wieder die Erfahrungen mit allen Gebrechen zur Sprache kommen sollen, wäre bestimmt nicht gewünscht worden, wenn nicht von dieser ersten Tagung Segen und Hilfe ausgegangen wäre. Es ist zu hoffen, daß der Gedanke an solche Tagungen von Eltern gebrechlicher Kinder zum Wohle der Kinder und der ganzen Familie auch andernorts aufgegriffen werde.

V. Schlußwort

Obwohl mit der Schulbildung das Gemeinschaftsproblem für den Gebrechlichen keineswegs gelöst ist, ja, mit der Berufsausbildung und der späteren Lebensgestaltung erneut schwere Gemeinschaftsprobleme an ihn herantreten, so brechen wir unsere Ausführungen doch an dieser Stelle ab, wo das Kind vor dem großen Schritt in das weitere Leben steht. Eine wirklich gut ausgenützte Kinderzeit in Familie und Schule berechtigt zu der Hoffnung, daß der behinderte Mensch den Anschluß an die Berufs- und weitere Volksgemeinschaft finden werde und in der Lage sei, im Rahmen des Möglichen ein zufriedenes und tüchtiges Leben zu führen.

Referate

Der Genfer Kongress über Reform des Strafvollzugs und Prophylaxe des Verbrechens vom 22. August - 3. September 1955

Von Privatdozent Dr. C. Haffter, leitender Arzt der Psychiatrischen Poliklinik für Kinder und Jugendliche in Basel

Der Genfer «Weltkongreß der Vereinigten Nationen über die Verhinderung von Verbrechen und die Behandlung von Gesetzesübertretern» war wohl der erste, den die UNO durchgeführt hat, aber die Vereinigten Nationen setzten damit eine Reihe internationaler Kongresse fort, die alle fünf Jahre stattfanden, der letzte in Den Haag 1950. Im Palais des Nations war eben die Atomkonferenz zu Ende gegangen, und die imposante Ausstellung der Atomfachleute wurde erst aufgeräumt, während in anderen Räumen bereits Bilder über das Gefängniswesen verschiedener Länder, graphische Darstellungen und Arbeiten von Häftlingen ausgestellt waren. Neben den Arbeitssitzungen der drei Sektionen wurden an den Vollversammlungen Berichte erstattet über den Stand der Entwicklung in verschiedenen Kontinenten, Dokumentarfilme gezeigt sowie an drei Tagen Führungen durch schweizerische Strafanstalten veranstaltet. Die UNO-Kongresse wickeln sich in parlamentarischen Formen ab. Über die Resolutionen und Empfehlungen wird abgestimmt, wobei die Delegation jedes Landes durch ihren Chef eine Stimme abzugeben hat. Die nichtstaatlichen Organisationen und individuellen Teilnehmer haben kein Stimmrecht, dürfen aber in der Diskussion frei mitreden. Natürlich sind bindend für die Mitgliedsstaaten nur eigentliche internationale Abkommen (wie etwa über die Rauschgifte), die dann von den Regierungen der einzelnen Länder erst ratifiziert werden müssen. Die Verhandlungen eines solchen Kongresses sind aber von großer Bedeutung für den Austausch von Erfahrungen und Anregungen. Wenn man weiß, wie schwer es ist, gerade auf dem Gebiet des Gefängniswesens gegenüber den öffentlichen Meinungen und lokalen Behörden Fortschritte durchzusetzen,